

Kategorienfehler – 1 *Zum Begriff*. Als Kategorienfehler (K.) – engl. *category-mistake*, gelegentlich *category error*, oft auch «Kategorienverwechslung», in der Literatur auch als «Sphärenvermengung» (Carnap), «sortale Inkorrekttheit» (Lappin) oder «*type crossing*» (Drange) diskutiert – werden (gewöhnlich syntaktisch korrekte, aber) semantisch defektive Einsetzungen oder fehlerhafte Identifikationen über Typverschiedenheiten hinweg bzw. die auf diesen beruhenden Ausdrücke und Fehlschlüsse bezeichnet. Ein K. liegt vor, wenn ein Ausdruck einer bestimmten Kategorie durch einen Ausdruck ersetzt wird, der nicht der gleichen Kategorie angehört. Im einfachsten Fall werden Gegenständen Eigenschaften zugeschrieben, die Gegenstände dieses Typs nicht haben können. Alternativ kann man K. beschreiben als Anwendung von Prädikaten auf solche Gegenstände, die nicht zum Bereich der sinnvollen Verwendung dieser Prädikate (*range of significance*) gehören. K. führen zu absurden, unsinnigen bzw. bedeutungslosen Sätzen, d. h. es gibt nicht nur faktisch, sondern a priori keine Möglichkeit, ihnen sinnvoll einen Wahrheitswert zuzuordnen.

In alltagssprachlichen Kontexten finden sich K. in ideologischen Sprachschöpfungen, etwa der Darstellung komplexer sozialer Verhältnisse nach dem Muster persönlicher Konflikte und in Stereotypen. ↑Ironie und Witz sowie metaphorische Rede (↑Metapher) beruhen oft auf gezielten K.:¹ Dinge werden in einen Kontext gesetzt, in dem sie gewöhnlich nicht stehen. Umgekehrt haben sowohl Relevanzerwägungen als auch die Kritik an schiefen Vergleichen mitunter eine gewisse Nähe zum Konzept des K.

Der *locus classicus* der Idee des K. ist Gilbert Ryles *Der Begriff des Geistes*. Nach Ryle ist ein K. das Resultat sprachlicher Konfusion und tritt auf, wenn Ausdrücke unterschiedlicher «logischer Metiers» bzw. ↑Kategorien im Satz miteinander vermengt werden, d. h. wenn sie unter der Hand mit Blick auf ihren Typus gleichgesetzt werden. Bspw. würden bei der Lokalisierung von Abstrakta letztere stillschweigend mit Körpern gleichgesetzt. Das Resultat sind philosophische «Mythen», d. h. «die Darstellung von Tatsachen, die zu einer bestimmten Kategorie gehören, in einer zu einer andern Kategorie gehörigen Ausdrucksweise».² Unter dem logischen Typus, zu dem ein Begriff gehört, versteht Ryle «die Klasse der logisch richtigen Verwendungen dieses Begriffs».³ Als Kriterium für die Kategorienverschiedenheit zweier Ausdrücke schlägt er einen Einsetzungstest vor: Zwei Ausdrücke (z. B. der Mannschaftsgeist, der Stürmer) gehören zu verschiedenen Kategorien, wenn sie in sog. Satzrahmen (*sentence-frames*, z. B. «... wurde vom Trainer gefeuert») nicht gegeneinander ausge-

tauscht werden können, ohne dass der resultierende Satz unsinnig wird⁴; ein anderes Kriterium bedient sich der Verknüpfung von Sätzen: Gehören zwei Ausdrücke zur gleichen Kategorie, dann können Sätze, die diese Ausdrücke enthalten, ohne Sinnverlust konjunktiv oder disjunktiv miteinander verknüpft werden.⁵

In der Literatur werden häufig Sätze wie «Die Relativitätstheorie ist blau» (Drange), «Sokrates ist eine Primzahl» (Pap), «Dieser Stein denkt an Wien» (Carnap) diskutiert. Ryle bespricht auch Satzverknüpfungen wie «Sie kam heim in einer Flut von Tränen und in einer Sänfte», v. a. aber fehlerhafte Adverbialkonstruktionen wie «irrtümlich, langsam oder absichtlich p wissen» oder «etwas erfolglos finden». Solche Sätze bzw. Konstruktionen sollen als leicht durchschaubares Modell für weniger offensichtliche philosophische Sprachverwirrungen dienen, bei Ryle v. a. für die Verwechslung von Dispositionsausdrücken (für Geistiges und den Bereich des Handelns) mit Ausdrücken für (verborgene mentale) Ereignisse bzw. Ursachen. Durch den Verweis auf das Vorliegen von K. sollen philosophische Streitfragen nicht entschieden, sondern als Scheinprobleme bzw. aufgrund sprachlicher Konfusion falsch gestellte Fragen aufgehoben werden.

Die Diagnose eines K. steht oft hinter dem Vorwurf der philosophischen Irrelevanz einer Position (prototypisch ist hier Kants Kritik der traditionellen Moralphilosophie, die mit moralpsychologischen Begriffsbildungen Fragen der Geltung mit Fragen der Genese moralischer Haltungen vermische und damit gar nicht zum Problem der Moral vordringe)⁶, oder hinter der Kritik an Naturalisierungs- und Reduktionsprogrammen, also dem Versuch die Phänomene eines Rede- oder Gegenstandsbereiches mit Begriffen eines (vermeintlich) fundamentalen Bereiches zu beschreiben, was in ↑Paradoxien und Zirkel führe. (Z. B. könne man in der Sprache der Physik intentionale Gegenstände schon deshalb nicht beschreiben, weil es keine rein physikalischen Kriterien der Identifikation und Individuation intentionaler Gegenstände geben könne, diese folglich gar nicht unter den Gegenständen der Physik vorkommen könnten; Ryle formuliert ein Regressargument gegen das Modell intelligenten Verhaltens als beobachtbare Wirkung verborgener innerer Tätigkeiten.)⁷

2 *Zur Begriffs- und Problemgeschichte*

Sofern es Philosophie mit Fragen der begrifflichen Ordnung zu tun hat, ist das Konzept des K. für beinahe alle philosophischen Debatten von zentraler Bedeutung, auch wenn der Terminus erst von Ryle geprägt wurde, und auch, wenn diese Debatten meist

nicht explizit als Streit um die angemessene kategoriale Zuordnung der interessierenden Gegenstände, sondern als Auseinandersetzung um den sachlichen Gehalt von Positionen A oder non-A geführt werden. Deren kategoriale ↑Präsupposition, nämlich dass A und non-A sinnvolle, d. h. semantisch wohlgeformte und letztlich auch entscheidbare Sätze sind, tritt dabei gewöhnlich als erfüllt in den Hintergrund. Es ist aber immer möglich, dass weder A noch non-A (in voller Allgemeinheit) gelten, weil deren gemeinsame Präsuppositionen auf K. beruhen. Die dritte, freilich oft nicht eigenständig in Erscheinung tretende Fraktion im Streit der Standpunkte ist demnach die sinnkritische, welche die Angemessenheit der Fragestellung selbst in Zweifel zieht und dies gewöhnlich mit Überlegungen begründet, die in der einen oder anderen Weise vom Begriff des K. Gebrauch machen.

Der für das Konzept des K. grundlegende Begriff des Sinnbereichs von Eigenschaftsausdrücken findet sich nach dem Zeugnis Platons zuerst bei Parmenides. Dieser fordert, dass nach der Widerlegung einer Prädikation «a ist P» nicht einfach zu «a ist non-P» übergegangen werden darf (*reductio*), sondern dass zu prüfen ist, ob nicht auch «a ist non-P» widerlegt werden kann. Ist dies der Fall, dann ist der Schluss blockiert, weil es dann keinen möglichen Gegenstand vom Typus a gibt, der in den Bereich von P fällt. D. h. P ist auf Gegenstände des Typs a nicht anwendbar (a gehört nicht zum sortalen Bereich von P), so dass sowohl die Behauptung «a ist P» als auch die Behauptung «a ist non-P» bedeutungslos wären. Die Alternative ist dann aus begrifflichen Gründen und nicht nur faktisch nicht entscheidbar.⁸

In seiner Kategorienschrift gibt Aristoteles einen systematischen Zugang zur Möglichkeit kategorialer Fehlzuordnungen. Kategorien werden als nicht aufeinander rückführbare allgemeine Typen oder Formen möglicher Aussagen der Form «X ist Y» aufgefasst (Substanz, Quantität, Qualität, Relation, Ort, Zeit, Lage, Haben, Tun und Leiden). Nach Aristoteles erfassen die Kategorien alles, was man aussagen kann, entsprechend lassen sich beliebige Ausdrücke jeweils einer Kategorie zuordnen und entsprechende Redebereiche bestimmen. Unsinn ergibt sich dann, wenn ein als Urteil der Kategorie A intendierter Satz (d. h. ein Satz über einen mittels A-Ausdrücken definierbaren Gegenstand) Ausdrücke verwendet, die zu Kategorie B gehören, also «wenn auf eine bestimmte Frage so geantwortet wird, als wäre eine andere Frage gestellt worden»⁹ oder wenn ein Gegenstand mittels einer *differentia specifica* definiert wird, die kategorial nicht zu seiner Gattung gehört. So zielt die Frage «Wer war Sokrates?» auf die Kategorie der

↑Substanz, die Antwort «Er lebte in Athen» verwechselt die Kategorie der Substanz mit der des Ortes. Definiert man Sokrates als «runzligen Alten» und folgerte, was nicht runzlig und alt ist, könne nicht Sokrates sein, so wäre dies ein Fehlschluss, weil man Sokrates nicht gemäß der maßgeblichen Kategorie der Substanz, sondern nur eine seiner zufälligen, akzidentiellen Eigenschaft erfasst hätte, und dies führt ggf. in Paradoxien: Der junge Sokrates könnte dann nicht Sokrates sein.

Aristoteles' Konzeption sinnvoller Rede gemäß der Kategorienschrift beruht darauf, dass die Einteilung der Kategorien disjunkt und vollständig ist. An beiden Voraussetzungen ist Kritik geübt worden. So bemängelt Kant, dass Aristoteles die Kategorien nicht systematisch entwickelt hätte, folglich der Nachweis der Vollständigkeit fehle. Aber schon in der Antike wird die Unvollständigkeit der Kategorientafel moniert, etwa schlägt Plotin eine Erweiterung um irreduzible Kategorien für die Dinge der Seele und bloß Denkbare vor, welches bei Aristoteles unter das Physische, von Körpern Aussagbare subsumiert würde (was Ryle später als den K. des «Cartesianischen Mythos» beschreibt). Umstritten ist auch der Status der Kategorien: Aristoteles verwendet den Begriff in einem sprachlich-logischen und einem ontologischen Sinn. Je nachdem klassifizieren sie Aussagen über Gegenstände oder fundamentale Eigenschaften dieser selbst. Diese Debatte, der ↑Universalienstreit, reicht bis in die Gegenwart, etwa im Streit über die (Art und Weise der) Existenz natürlicher Arten, selbst bis in die wissenschaftstheoretische Definitionslehre (Nominal- vs. Realdefinition). Für das Konzept des K. sind natürliche Arten aus folgendem Grund bedeutsam: Nur wenn Gegenstände zu natürlichen Arten gehören, d. h. in ihrer Existenz schon durch charakteristische Eigenschaften, ihr Wesen, bestimmt sind, ist es überhaupt möglich, dass von ihnen ausgesagte Eigenschaften mit ihrem Wesen in Konflikt geraten können. Wer den Begriff des K. verwendet, scheint sich damit auf eine essenzialistische Position festzulegen. Für einen Nominalisten (↑Nominalismus) ist der Begriff des K. dagegen nicht nur leer, sondern letztlich sinnlos, er könnte allenfalls revidierbare sprachliche Konventionen und Gewohnheiten betreffen.

Kants Metaphysikkritik in der transzendentalen Dialektik wird dem Sinn nach als Kritik an einem doppelten K. geführt, die den Streit zwischen einander widersprechenden Positionen der ↑Metaphysik als (freilich unvermeidlichen) Schein ausweisen soll, indem vermeintlich kontradiktorische ↑Widersprüche (d. h. ↑Gegensätze, bei denen eine der Aussagen wahr, die andere falsch sein muss) durch Neubestim-

mung ihres Geltungsbereichs in konträre bzw. subkonträre Gegensätze aufgelöst werden. Die Behauptungen widersprechen sich dann nicht mehr. Im Falle der mathematischen \uparrow Antinomien (Endlichkeit vs. Unendlichkeit der Welt, Existenz vs. Nichtexistenz einfacher ‚Bausteine‘ der Welt) widersprechen sie sich nicht, weil beide Behauptungen falsch sind, sofern sie sich auf die Welt als Gesamtheit der Erscheinungen, also einen Gegenstand, der in keiner möglichen Erfahrung gegeben ist, als einen gegebenen Gegenstand beziehen, im Falle der Freiheitsantinomie nicht, weil beide Behauptungen wahr sind, sofern die Behauptung der durchgängigen Naturgesetzlichkeit auf die Welt der Erscheinungen, die der Freiheit auf intelligible Gegenstände bezogen wird. Die Antinomien der Vernunft beruhen demnach auf der Überschreitung des Sinnbereichs von Prädikaten. Wird diese korrigiert, dann verschwindet der Schein der ausschließenden Alternative gegenläufiger Behauptungen und damit die Voraussetzung dafür, dass die Widerlegung der einen Position als indirekter Beweis der Gegenposition gelten kann. Zugleich weist Kant, der hier Hume folgt, den Erkenntnisanspruch der traditionellen Metaphysik zurück, ohne sich auf skeptische Konsequenzen festzulegen: Die Ideen der \uparrow Vernunft haben zwar keine empirische, wohl aber regulative, heuristische Bedeutung. Sie besagen nichts über die Beschaffenheit der Welt, sondern artikulieren Leitfäden der Forschung. Es ist daher begriffliche Verwirrung i. S. eines K., die Positionen der Metaphysik unter den Kriterien der \uparrow Wahrheit und des wissenschaftlichen \uparrow Wissens zu betrachten. Kants Argumente sind für gegenwärtige Debatten höchst relevant, weil hier strukturgleiche Thesen vertreten werden, etwa wenn der \uparrow Determinismus die kausale Geschlossenheit der Welt als gegeben voraussetzt, oder wenn Gründe (also intelligible Gegenstände) als Ursachen unter die Kategorie der \uparrow Kausalität subsumiert werden, oder wenn unter dem Titel \uparrow ‚Erklären vs. Verstehen‘ oder \uparrow ‚Gründe vs. Ursachen‘ über die Gegenstände der Geistes- und Sozialwissenschaften gestritten wird.¹⁰

Mit der Orientierung eines Teils der Philosophie an Sprache und Sprachkritik zu Beginn 20. Jh. erlangte das Konzept des K. neue Bedeutung. Einflussreich war Fritz Mauthners Sprachkritik, der verschiedene philosophische Begriffsbildungen unter dem Aspekt der Sprachverwirrung betrachtet.¹¹ In der sprachanalytischen Philosophie wurde das Konzept des K. schließlich explizit als Analyseinstrument eingesetzt. Zu erwähnen wären hier die offensichtliche Nähe von Russells typentheoretischer Lösung der mengentheoretischen Paradoxien¹² zum Begriff des K., Moores Diagnose des \uparrow ‚naturalistischen Fehl-

schlusses‘ beim Versuch der Definition von ‚gut‘ mittels empirischer oder metaphysischer Begriffe¹³, aber auch Wittgensteins Unterscheidung von sinnvollen, sinnlosen und unsinnigen Sätzen¹⁴ sowie Carnaps Deutung der klassischen Probleme der Metaphysik als «Scheinprobleme».¹⁵ Sie alle unterscheiden zwischen falschen und sinn- bzw. bedeutungslosen Prädikationen, letztere sehen den Grund dafür in Begriffsbildungen, die dem verifikationistischem Sinnkriterium nicht genügen und daher auf keinen Gegenstand zutreffen könnten.

Ryles Vorgehen ist dagegen weniger restriktiv: Der Vorwurf des K. bedeutet bei ihm nicht, dass bestimmte Begriffe generell unter das Verdikt der Sinnlosigkeit fallen, sondern er besagt dies nur für bestimmte ihrer *Verwendungsweisen*. In *Der Begriff des Geistes* greift Ryle die traditionelle Auffassung von \uparrow Geist und \uparrow Handlung («Descartes’ Mythos») an, nämlich die Annahme, dass beobachtbares menschliches Verhalten durch Vorgänge an einer nicht beobachtbaren, immateriellen Substanz, dem Geist, verursacht wird («Dogma vom Gespenst in der Maschine»), die nur per Introspektion und Analogieschluss zugänglich sind. «Paramechanisch» und damit ein K. ist dieses Dogma, weil Geistiges als besondere Ursache betrachtet und damit unter physikalische Begriffe gestellt wird. Diese werden hier falsch verwendet, denn die Erklärung von Handlungen durch die Zuschreibung von \uparrow Dispositionen und Fähigkeiten ist keine Kausalerklärung aufgrund eines verborgenen Mechanismus, sondern ihre Einordnung in gängige Verhaltensmuster und Handlungsformen, wie man sie aus dem Kontext der alltäglichen und literarischen Beschreibung menschlichen \uparrow Verhaltens kennt. Eine Fähigkeit ist nicht Ursache ihrer Aktualisierung. Weil sie auf die Darstellungs- und Erklärungsformen des Geistigen im kategorialen Rahmen des ‚Mechanischen‘ selbst zielt, betrifft Ryles Diagnose nicht nur dualistische, sondern auch monistische Ansätze. Ryles Analysen legen nicht nur für besondere philosophische Probleme (etwa das \uparrow Leib-Seele-Problem, andere bespricht Ryle in ‚Begriffskonflikte‘) Kategoriendisziplin als Lösung nahe, sondern charakterisieren mit dem Konzept des K. implizit auch, was Philosophie leisten kann und soll: nicht als spezielle Wissenschaft positives Wissen hervorbringen, sondern als Teil des Projektes der Wissenschaft eine ‚logische Geografie‘, d. h. Überblick über Begriffsverwendungen schaffen.

3 Diskussion und Kritik

Vor allem Vertreter von Naturalisierungsstrategien in der Philosophie bestreiten, dass es K. überhaupt gibt.¹⁶ So äußert Quine den Verdacht, dass die Re-

de von K. immer eine bloß nachträgliche Diagnose sei, eine *ad-hoc*-Kritik, die zur Aufklärung der Sache nichts beitrage. Überdies entziehe sich der Begriff des K. den Analysemitteln der formalen Logik, die als kanonische Sprache der Wissenschaften betrachtet wird, und sei demnach ohne wirkliche Bedeutung. Vermeintlichen K. könne man vielmehr ohne Verlust den Wert ‚falsch‘ beilegen.¹⁷ Das führt aber zu der Paradoxie, dass entweder die entsprechend erweiterte prädikatenlogische Sprache inkonsistent wird oder aber die formale Negation einer Aussage als sinnstiftende Operation aufgefasst werden müsste¹⁸, denn die Zuordnung eines Wahrheitswertes beruht auf dem Verständnis der Bedeutung des fraglichen Satzes, die im Falle eines K. gerade in Frage steht.

In der klassischen Logik wird zwischen der Antiextension ($\langle x \text{ ist nicht rot} \rangle$) und dem Komplement ($\langle x \text{ ist nicht rot oder } x \text{ hat überhaupt keine Farbe} \rangle$) von Prädikaten nicht unterschieden, es gilt der Satz vom ausgeschlossenen Dritten: Für beliebige Gegenstände soll gelten, dass sie entweder zur \uparrow Extension oder zur Antiextension beliebiger Prädikate gehören (was nur für formal konstruierte bzw. rekursiv definierte Gegenstandsbereiche, etwa den der Arithmetik, zutrifft). Dieses Prinzip erzwingt die Zuordnung eines Wahrheitswertes zu jedem syntaktisch wohlgeformten Satz und verhindert damit, dass K. in der extensionalen Sprache der Prädikatenlogik erster Stufe überhaupt artikulierbar sind. Das spricht aber nicht gegen den Begriff des K., sondern gegen die Annahme, dass beliebige Prädikate nach dem Muster der Logik total definiert seien, letztlich gegen die Deutung der normalen Sprache als formale Sprache mit wohldefiniertem Gegenstandsbereich. In diesem Sinne beruht die von Quine vorgetragene Kritik am Konzept des K. auf dem ungeprüften Vertrauen in die universelle sachliche Angemessenheit der klassischen Logik i. S. ihrer Geltung für *beliebige*, auch nicht formal konstruierte Redebereiche. Der Streit um K. zeigt, dass die philosophische Argumentation der Anwendung logischer Mittel vorausgesetzt ist und nicht durch diese ersetzt werden kann.¹⁹

Unabhängig davon fehlen trennscharfe Kriterien der Anwendung des Begriffs des K. so dass im Grunde jeder Prädikationsfehler, jede falsche Zuschreibung von Eigenschaften als K. aufgefasst werden könnte. Hiergegen könnte eingewandt werden, dass nur solche Fehlzuschreibungen als K. zählen sollen, die zu logisch unmöglichen Zuschreibungen führen. Aber was als logisch unmöglich gilt, hängt davon ab, wie stark man den Begriff des Gegenstandes macht, dem eine Eigenschaft zugeschrieben wird. Um K. von anderen Zuschreibungsfehlern unterscheiden zu kön-

nen, muss man also schon über einen Begriff der fraglichen Gegenstände verfügen, der über die bloße Bündelung von Prädikaten hinausgeht. Ein K. liegt dann vor, wenn die Zuschreibung dem Begriff des Gegenstandes widerspricht, also nicht bloß kontingent oder empirisch falsch ist. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage, wie man zirkelfrei über K. sprechen kann. Denn soweit der Vorwurf des K. und entsprechende Aussagen über Kategorien und unter sie fallende Gegenstände Geltungsansprüche erheben, müssen sie selbst kategorial korrekt sein.²⁰ Folgerichtig ist gegen Ryle auch der Einwand erhoben worden, dass die Konstatierung von K. die Existenz von Kategorien voraussetze und es einer vollständigen und disjunkten Liste möglicher Kategorien bedürfe. Ryle gäbe aber keine Kriterien zur Unterscheidung von Kategorien an, sondern bloß einen negativen Substitutionstest auf Kategorienverschiedenheit. Zu jedem Paar von Wörtern ließe sich jedoch ein Satzrahmen finden, der sinnerhaltende Substitution ausschließt, wie sich umgekehrt zu jedem Wortpaar Satzrahmen finden lassen, in denen sie ohne Sinnverlust gegeneinander ausgetauscht werden können (z. B. $\langle \dots \text{ ist interessant} \rangle$). Insgesamt erscheint die Diskussion über K. dilemmatisch: Entweder unterscheidet man nicht zwischen ‚falsch‘ und ‚absurd‘ und muss alle syntaktisch korrekten Sätze als sinnvoll akzeptieren, oder man kann bestimmte Redeweisen als (semantisch) unsinnig ausweisen, ohne jedoch diese Grenzziehung zirkelfrei begründen zu können. Dieses Dilemma beruht aber auf einem Exaktheitsideal, nach dem $\langle \text{unterscheiden können} \rangle$ bedeutet, in jedem Fall mittels trennscharfer Kriterien eine genaue Grenze zwischen Sinn und Unsinn ziehen zu können, sowie auf der Unterstellung der Existenz eines universellen Sinnkriteriums. Ein solches kann es aber nicht geben, denn es müsste mögliche Verschiebungen der Grenzen des Sinns, etwa aufgrund neuer Entdeckungen, der Etablierung oder des Sterbens von Metaphern etc. a priori vorwegnehmen. Für Ryle sind Kategorien deshalb weder vollständig ableitbar noch in ein System zu bringen. Die weitgehend unkontroverse Ressource der Unterscheidung von Sinn und Unsinn ist nach Ryle die gewöhnliche Umgangssprache, die den Sinnhorizont auch der Wissenschaft und ihrer Fachsprachen bildet. Inwiefern das eine Verabsolutierung der normalen Sprache und gängiger Praxen darstellt, die ggf. sogar sinnvolle theoretische Identifikationen als Basis jeden theoretischen Fortschritts blockiert, ist strittig.²¹

Aristoteles, Organon. Die Kategorien. – Baumgartner, H. M., 1973, Kategorie. In: HbphG, Bd. 3. – Carnap, R., 1932, Über-

windung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache. In: Erkenntnis 2. – Carrier, M./Mittelstrass, J., 1989, Geist, Gehirn, Verhalten, Berlin/NY. – Drange, T., 1966, Type Crossing, Sentential Meaninglessness in the Border Area of Linguistics and Philosophy, The Hague/Paris. – Goddard, L., 1964, Sense and Nonsense. In: Mind 73. – Goodman, N., 1997, Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie, Fft./M. – Kannezky, F., 2000, paradoxes denken, Paderborn. – Kant, I., 1785, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Riga. – Kant, I., 1787, Kritik der reinen Vernunft, Riga. – Keil, G., 1993, Kritik des Naturalismus, Berlin/NY. – Mauthner, F., 1910/11, Wörterbuch der Philosophie, München/Leipzig. – Moore, G. E., 1903, Principia Ethica, Cambridge. – Pap, A., 1960, Types and Meaninglessness. In: Mind 69. – Quine, W. V. O., 1980, Wort und Gegenstand, Stuttgart. – Routley, 1969, The Need for Nonsense. In: Australasian J. of Philos. 47. – Russell, B./Whitehead, A. N., 1932, Einführung in die mathematische Logik, München/Berlin. – Ryle, G., 1938/1971, Categories. In: Collected Papers, vol 11, London. – Ryle, G., 1969, Der Begriff des Geistes, Stuttgart. – Ryle, G., 1970, Begriffskonflikte, Göttingen. – Stekeler-Weithofer, P., 2006, Philosophiegeschichte, Berlin/NY. – Winch, P., 1975, Die Idee der Sozialwissenschaften und die Philosophie, Fft./M. – Wittgenstein, L., 1918/1989, Tractatus logico-philosophicus, Fft./M. – Wittgenstein, L., 1952/1989, Philosophische Untersuchungen, Fft./M. – Wittgenstein, L., 1984, Über Gewißheit, Fft./M.

¹ Vgl. Goodman 1997, 77. – ² Ryle 1969, 4, 14 u. passim. – ³ Ryle 1969, 5. – ⁴ Vgl. Ryle 1938. – ⁵ Vgl. Ryle 1969, 27. – ⁶ Vgl. Kant 1785, 11. – ⁷ Ryle 1969, 34. – ⁸ Vgl. Stekeler 2006, 161 ff.; Kannezky 2000, Kap 6. – ⁹ Baumgartner 1973, 765. – ¹⁰ Vgl. Winch 1975. – ¹¹ Mauthner 1910/11. – ¹² Russell/Whitehead 1932. – ¹³ Moore 1903, §§ 6–13. – ¹⁴ Wittgenstein 1918. – ¹⁵ Carnap 1932. – ¹⁶ Vgl. Keil 1993, Kap. III. – ¹⁷ Vgl. Quine 1980, 395 f. – ¹⁸ Vgl. Routley 1969, 368. – ¹⁹ Vgl. Kannezky 2000. – ²⁰ Vgl. Pap 1960; Goddard 1964. – ²¹ Vgl. Carrier/Mittelstrass 1989, 89.

Frank Kannezky

Kausalität – I *Zum Begriff*. Die Kausalbeziehung ist die Beziehung, die zwischen einer ↑*Ursache* und ihrer *Wirkung* besteht. Der Begriff der Kausalität (K.) hat seinen Ursprung in unseren ↑Handlungen. Wir tun etwas und bewirken dadurch, dass etwas anderes geschieht. Häufig tun wir etwas, *um* etwas anderes zu bewirken; z. B. drücken wir auf den Lichtschalter, um das Zimmer zu erleuchten. Diese alltägliche Erfahrung hat dazu geführt, den Begriff der K. auf Geschehnisse in der unbelebten ↑Natur auszuweiten. Der Begriff der K. spielt eine zentrale Rolle in vielen Gebieten der Philosophie – von der Sprachphilosophie und Metaphysik über die Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie bis hin zur Philosophie des Geistes und Handlungstheorie. Da die Frage, wie die Begriffe ‹K.›, ‹Ursache› und ‹Wirkung› zu analysieren sind, trotz umfangreicher Diskussion bis heute keine allgemein akzeptierte Antwort gefunden hat, gibt es eine Vielzahl alternativer Auffassungen von K.

2 Zur Begriffs- und Problemgeschichte

2.1 Traditionelle Vorstellungen

Traditionellerweise waren alle Warum-Fragen Fragen nach einer Ursache. Insbes. wurde unter einer *Ursache* etwas verstanden, was etwas anderes – ihre Wirkung – *hervorbringt* und deren Angabe diese Wirkung *erklärt*. Während Aristoteles noch vier Begriffe von Ursache unterschied (‹Stoffursache›, ‹Formursache›, ‹Wirkursache› und ‹Zielursache›), haben die Mechanisierung des Weltbildes und der Aufstieg der ↑Naturwissenschaften dazu geführt, dass der Begriff der Ursache auf den der *Wirkursache* (*causa efficiens*) eingegrenzt wurde. Wirkursachen wurden mit Vorstellungen von *Kraft*, *Macht*, *Zwang* und ↑*Notwendigkeit* in Verbindung gebracht.

2.2 Humes Auffassung

Ein Meilenstein in der Entwicklung des Begriffs der K. wurde durch den Empiristen David Hume gesetzt.¹ Auch heute noch ist die Ansicht weit verbreitet, dass die Humesche Auffassung als Basis einer angemessenen Analyse der K. geeignet sei. Auf der Grundlage seiner empiristischen Einstellung (↑Empirismus) untersucht Hume, ob den Vorstellungen, die man traditionellerweise mit K. verbunden hat, irgend etwas in der ↑Erfahrung entspricht. Diesen Vorstellungen zufolge bringt eine Ursache die Wirkung mittels einer innewohnenden *Kraft* hervor, *erzwingt* eine Ursache die Wirkung, oder besteht eine *notwendige Beziehung* zwischen Ursache und Wirkung. Hume versucht nachzuweisen, dass in der Erfahrung nichts diesen Vorstellungen Entsprechendes gefunden werden kann. Die Beobachtung liefert uns niemals einen Eindruck von Kraft, Zwang oder Notwendigkeit. Alles, was wir beobachten können, ist, dass Ereignisse einer bestimmten Art mit einer gewissen Regelmäßigkeit nacheinander stattfinden. Für Hume besteht die K. in der Natur einzig und allein in der regelmäßigen Abfolge gleichartiger Ereignisse. Diese Auffassung wird als *Regularitätstheorie der K.* bezeichnet. In moderner Sprechweise kann diese Theorie folgendermaßen dargestellt werden. Ein Ereignis *u* *verursacht* ein Ereignis *w* genau dann, wenn gilt: (i) die Ereignisse *u* und *w* finden statt, (ii) *u* findet (etwas) früher als *w* statt, und (iii) immer, wenn ein *u*-artiges Ereignis stattfindet, folgt das Auftreten eines *w*-artigen Ereignisses. Dass die Erwärmung eines Metallstabs dessen Ausdehnung verursacht hat, heißt somit: 1) der Metallstab ist erwärmt worden und hat sich ausgedehnt; und 2) immer, wenn man einen Metallstab erwärmt, dehnt er sich aus.

Gemäß der Humeschen Auffassung gründen sich Kausalurteile zwar auf die Erfahrung, aber sie gehen über die Erfahrung hinaus, da auch Urteile über